

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-26698-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Ines Thorn wurde 1964 in Leipzig geboren. Nach einer Lehre als Buchhändlerin studierte sie Germanistik, Slawistik und Kulturphilosophie. Sie lebt und arbeitet in Frankfurt am Main.

Ines Thorn hat zahlreiche historische Romane veröffentlicht, darunter «Das Mädchen mit den Teufelsaugen», «Teufelsmond» und «Wolgatöchter».

Ines Thorn

Das Glück am Ende des Ozeans

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg, Januar 2017

Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Redaktion Katrin Aé

Umschlaggestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg

Umschlagabbildungen Susan Fox/Trevillion Images; Oleg Mymrin,
Mark Gerum, sx70/Getty Images; ElFlacodelNorte!/iStockphoto.com

Satz aus der Baskerville Book BQ, InDesign,

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 26698 0

Prolog

Ein Mann, ein Traum

New York, 1867. Es war tollkühn. Unfassbar. Auf jeden Fall beinahe wahnsinnig. Größenwahnsinnig. Eine Brücke über den East River, eine Brücke, die Brooklyn und Manhattan verbinden sollte. Eine Hängebrücke, eine Brücke ohne Zwischenpfeiler, um den Schiffsverkehr nicht zu behindern. Die größte der Welt. So etwas hatte es noch nie gegeben. Würde es auch nie geben, da waren sich die Skeptiker einig. Die Zeitungsjungs, die Newsboys, schrien sich die Kehlen heiser. Millionen von Dollar würde die Brücke verschlingen, hieß es. Millionen, während ein einfacher Arbeiter in der Woche nur 20 Dollar verdiente. Hunderte, wenn nicht gar Tausende, würden dank dieser Brücke Arbeit finden. Aus allen Teilen der Vereinigten Staaten würden sie kommen. Iren, Deutsche, Italiener, Polen, Russen, Franzosen, Dänen, Holländer, Chinesen. Stahlwerke im ganzen Land würden Stahl kochen, Schraubenfabriken würden Nachtschichten einlegen, Draht- und Seilwerke ebenso. Die größte Baustelle Amerikas. Die fortschrittlichste Baustelle Amerikas. Das tollkühnste Bauwerk im Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

Wer war der Mann, der diesen wahnwitzigen Plan gefasst hatte? War er verrückt? Ein Träumer? Ein Visionär gar? Was hatte er vorzuweisen, dass doch so viele an ihn glauben wollten?

Der Mann, der diese 1834 m lange und 25,91 m breite Brücke bauen wollte, hieß Johann August Roebling. Und er war kein Träumer. Im Gegenteil. In seinen mittlerweile 61 Lebensjahren hatte er gelernt, was möglich war und was nicht. Er ging an Grenzen. Immer. Bei seinem Tempo konnte längst nicht jeder mithalten. Er war Ingenieur, Brückenbauer, Seilwerksbesitzer, und er hatte schon etliche Brücken gebaut. Auch Hängebrücken. Er wusste, dass es ging. Dass es gehen konnte. Die Zeitungen machten ihn lächerlich, nannten ihn einen Schwindler und Scharlatan, die Leute, denen er in den Straßen von New York begegnete, zeigten ihm einen Vogel, tuschelten hinter seinem Rücken oder lachten

ihm gar ins Gesicht. Aber er wusste, dass er es schaffen konnte. Alles, was er für seine Brücke brauchte, war Geld. Für den Anfang mussten fünf Millionen Dollar reichen. Die Stadt New York City gab ihm ein- einhalb Millionen, Brooklyn drei Millionen. Der Rest wurde von privaten Investoren bereitgestellt. Es konnte klappen. Es musste klappen. Er hatte Helfer. Die besten, die sich denken ließen. Sein Sohn Washington würde einmal ein ebenso guter Brückenbauer werden, wie er selbst es war. Und dann war da noch Emily, die Schwiegertochter. Noch nie hatte er eine Frau getroffen, die mit einem so großen Verständnis für Mathematik, Statik und allem, was es sonst noch über den Brückenbau zu wissen gab, gesegnet war. Wenn ihm etwas passierte, würden Emily und Washington tun, was getan werden musste. Und wenn alle Stricke rissen, nun, vielleicht würde Emily es sogar allein schaffen: eine Brücke bauen. Keiner Frau auf der Welt traute er so etwas zu. Keiner Frau – außer Emily.

Erstes Kapitel

1. Januar 1876

Die «Vineta», ein Dampfschiff der Norddeutschen Lloyd, ließ die Schiffshupe dreimal hintereinander ertönen, dann verließ sie langsam und leicht schwankend wie eine übergewichtige Frau den Hafen von Bremen und begab sich hinaus aufs Meer. Am Kai standen nicht mehr als ein paar Dutzend Leute, schwenkten die Hüte oder Taschentücher und riefen gute Wünsche in den Wind. Auf Deck standen ebenfalls Leute, die winkten, doch ihre Taschentücher brauchten sie, um die Tränen zu trocknen. Sie reckten die Hälse, wollten ein letztes Mal Deutschland sehen, riechen und schmecken, sahen aber nur den dichten Nebel der Bremer Bucht, sie rochen den Rauch, der dick aus den Schiffsschornsteinen quoll, und sie schmeckten das salzige Meerwasser auf den Lippen. Eine junge Frau schluchzte bitter auf, wankte und hielt sich schließlich an ihrem Mann fest. Der schob sie von sich. «Hör auf zu heulen», fuhr er sie an. «Such lieber im Zwischendeck einen guten Schlafplatz für uns.» Er gab ihr einen Stoß. «Geh!» Die Frau verstummte und begab sich mit geduckten Schultern, die von den unterdrückten Schluchzern bebten, in das Zwischendeck.

Eine andere starrte die Szene mit großen Augen an. Sie war groß und schmal, trug ein mausgraues Kleid mit braunem Umschlagtuch, das über der Brust gekreuzt und an den Seiten mit Nadeln festgesteckt war, darüber eine Haube, deren offene Bänder im Wind flatterten. Als der Mann seine Frau von sich stieß, seufzte sie laut auf und presste eine Hand auf ihre Brust. «Was glotzt du so, Betweib? Hast du nicht gelernt, dass die Frau dem Manne gehorchen muss?» Er kam einen Schritt auf sie zu, hatte dabei den Oberkörper leicht nach vorn gebeugt. Bedrohlich wirkte er, so bedrohlich, dass eine andere junge Frau sich einmischte, die Mausgraue unterhakte, den Mann naserümpfend betrachtete und sagte: «Nun, hier oben ist es gar zu ungemütlich.» Die Mausgraue ließ sich mehrere Meter weit ziehen, ehe sie sich losmachte und verdattert fragte: «Wer sind Sie? Kennen wir uns?»

Die andere, unter deren warmem Regenmantel ein feingewebtes Kleid hervorschaute, kicherte ein wenig. «Nein, natürlich nicht. Ich dachte nur, Sie fühlten sich von diesem Grobian belästigt, deshalb tat ich, als würden wir uns kennen.»

Die Mausgraue blickte die andere scheu an. «Sie haben mir einfach so geholfen?»

«Ja. Im Übrigen heiÙe ich Annett.» Sie reichte der Mausgrauen die Hand, was diese aber übersah. «Ich bin Gottwitha Strumpf.» Dann nickte sie noch einmal, senkte den Blick und huschte geschwind davon.

Annett seufzte und schüttelte den Kopf, dann begab sie sich auf das Oberdeck, auf dem die Passagiere der ersten und zweiten Klasse untergebracht waren. Sie hatte einen Zettel dabei, auf dem ihre Kabinennummer stand, und hoffte, dass der Steward ihr die Koffer schon gebracht hatte. Doch ihre Kabine war belegt. Eine alte Dame, schwach und hilflos blinzelnd, hatte sich auf ihrem Bett niedergelassen und atmete schwer. «Nun, ich habe die Kabine gebucht», erklärte sie der zitternden Frau leise. «Womöglich haben Sie sich in der Nummer geirrt.» Die Frau starrte Annett an, als wäre sie ein Gespenst, schwieg und zitterte weiter, als habe sie schreckliche Angst. «Ich werde das klären.»

Annett sprach den Steward an. Immerhin hatte sie für die Reise ein Ticket der zweiten Klasse gebucht. Für 85 Dollar. Innenkabine mit Verpflegung. Sie wusste, dass die Plätze im Zwischendeck nur 30 Dollar gekostet hatten, in Deutschland immerhin das Jahresgehalt eines einfachen Knechtes. Doch der Steward hob hilflos die Schultern. «Die Kabinenbuchung geht nicht über uns. Sie ist Sache des Bremer Büros der Norddeutschen Lloyd. Kann gut sein, dass hier eine Doppelbuchung vorliegt, das erleben wir immer wieder. Aber ich kann Ihnen da nicht helfen.»

Annett legte der zitternden Frau eine Hand auf die Schulter. Die Frau schrie leicht auf, blickte in rasender Angst um sich, umschlang mit ihren dünnen Armen den Oberkörper. Annett seufzte. «Es ist meine Kabine», flüsterte sie, doch die Dame starrte sie erneut angsterfüllt an. «Reisen Sie allein? Gibt es jemanden, der Sie begleitet?», wollte Annett wissen. Die Frau schüttelte den Kopf.

Eine Weile schauten sie sich an. Ich kann sie nicht von hier vertreiben, dachte Annett. Sie ist alt und hilflos. Aber wenn sie nicht geht, dann muss ich wohl gehen. Der Steward ließ sie wissen, dass die Kabinen der ersten und zweiten Klasse allesamt belegt waren. Also seufzte Annett noch einmal und begab sich in das Zwischendeck. Obwohl das Schiff gerade mal zwei Stunden von Bremen entfernt war, stank es da unten bereits gottserbärmlich. Während auf dem Oberdeck 170 Passagiere untergebracht waren, waren es hier, im weitaus günstigeren Zwischendeck, 400. Ein kleiner Junge kniete zwischen zwei dreistöckigen Etagenbetten und kotzte auf den Boden. Auf der anderen Seite ließen ein paar junge Männer Schnapsflaschen kreisen. Daneben leerte eine Frau den Inhalt einer Babywindel einfach in den Gang. Über alldem hing noch der Geruch des Schießpulvers, mit dem das Zwischendeck im Heimathafen gegen das Ungeziefer der letzten Fahrt ausgeräuchert worden war. Langsam schritt Annett den düsteren Gang entlang, der durch eine offene Luke nur dürftig erhellt war. Die meisten Betten waren belegt. Frauen machten sich daran, ihr Revier abzustecken, indem sie Leinen zogen und Laken daran aufhängten. Kinder hockten mit grimmigen Gesichtern auf der untersten Liegestatt, bereit, jeden zu vertreiben, der sich ihrer soeben eroberten Wohnstätte näherte. Als Annett in der Mitte des Decks angelangt war, sah sie die Mausgraue, die ganz oben auf einem Bett saß, sich aufmerksam umblickte und eine Bibel fest an die Brust gedrückt hielt. Annett lächelte. «Bei Ihnen ist gewiss noch ein Plätzchen für mich frei, nicht wahr?» Die Mausgraue, die – Annett erinnerte sich – Gottwitha Strumpfhieß, nickte nicht gerade begeistert. «Gut, dann werde ich mich unter Ihnen einrichten, wenn Sie nichts dagegen haben.» Die Mausgraue nickte wieder und wich dabei Annetts Blicken aus, dann schlug sie ihre Bibel auf und tat, als würde sie darin lesen. Annett schob ihren Koffer unter das wacklige Bettgestell und inspizierte den klumpigen Strohsack, auf dem sie die nächsten Wochen schlafen sollte, fuhr mit der Hand über die kratzige Pferddecke und ließ dann ihren Blick schweifen. Es ist wie in einem Zigeunerlager, dachte sie. Überall hatten sich Familien notdürftig eingerichtet. Mütter hielten quengelnde Kinder auf dem Schoß, Männer spielten im Schein eines Talglichtes Karten oder dösten auf ihren Betten, ein paar Frauen machten sich daran, den

wöchentlichen Proviant von knapp drei Pfund gepökeltem Rindfleisch, einem Pfund gepökeltem Schwein, fünf Pfund Brot und drei Achtelchen Schmalz zu verstauen, sodass niemand auf die Idee kommen konnte, das Wenige zu stehlen. Ein Mann erleichterte sich geräuschvoll über einem Eimer und produzierte dabei einen solchen Gestank, dass Annett sich die Nase zuhalten musste. Ein anderer schöpfte Wasser aus einem dreckigen Fass, das ganz hinten im Deck stand. Im Bett davor erblickte Annett die traurige Frau. Wieder hatte sich ihr Mann vor ihr aufgebaut und beschimpfte sie. «Du elende Kreatur, bist du denn zu gar nichts nütze? Ich habe dir gesagt, du sollst einen guten Platz für uns finden. Und was machst du? Suchst einen Platz neben dem Wasserfass, bei dem es zugeht wie auf dem Jahrmarkt.» Die junge Frau duckte sich und hielt ihre Hände schützend über den Bauch, und Annett sah, dass sie schwanger war. Sie hatte den Blick gesenkt und sprach kein Wort, nur die Schultern sanken immer weiter nach unten, während ihr Ehemann auf sie einlärnte. Annett schüttelte sich. Zwölf Wochen, dachte sie. Wie soll ich das zwölf Wochen lang aushalten, dieses furchtbare Leben hier im Zwischendeck?

Annetts bisheriges Leben hatte mit dem hier nicht das Geringste zu tun. Sie war die Tochter eines Bergbauingenieurs, der sie vergötterte, und einer stolzen Mutter mit einem Hang zu Höherem. Sie hatte eine gute Schulbildung genossen, spielte seit ihrem fünften Lebensjahr Klavier und hatte den Kopf voller Weisheiten und Wissen, die ihr wohl niemals etwas nützen würden. Annetts große Leidenschaft war die Mathematik. Sie war noch keine zehn Jahre alt, als der Vater, der in ihr ein Wunderkind sah, ihr die Aufgabe übertrug, die Zahlen von 1 bis 100 zu addieren. Wahrscheinlich hatte er gehofft, sie wäre so klug wie der berühmte Mathematiker Gauß, dem dieses Kunststück als Kind innerhalb von wenigen Minuten gelungen war. Karl Friedrich Gauß hatte $100 \text{ plus } 1$, $99 \text{ plus } 2$ und so weiter addiert und dabei herausgefunden, dass er $50 \text{ mal } 101$ als Ergebnis erhalten würde und so auf die Gesamtsumme von 5050 kam. Aber Annett war anders und dachte anders als der junge Gauß. Sie addierte die Zahlen von 1 bis 10 und kam auf die Summe von 55, danach addierte sie die Zahlen von 11 bis 20 und kam auf 155. Daraus schloss sie, dass die Summen mit 255, 355, 455 und so

fort weitergehen müssten. Sie addierte also die Zwischensummen der Zehner und kam auf ein Ergebnis von 5050. Ihr Vater war begeistert. Sie hatte länger gebraucht als Gauß, das Mathegenie, aber sie war auf einen ganz eigenen Lösungsweg gestoßen. Fortan fütterte er sie mit Rechenaufgaben, vergaß dabei ganz und gar, dass sie ein Mädchen war, und sprach zu Freunden und Bekannten davon, dass Annett beruflich in seine Fußstapfen steigen würde, ein grandioser Irrtum, denn Frauen durften nicht studieren und würden niemals als Mathematikerinnen oder Ingenieurinnen arbeiten dürfen. Zumindest nicht in Deutschland. Als er bei einem Treffen in Mühlhausen den Sohn des grandiosen Brückenbauers Johann August Roebling, Washington Roebling, und dessen Gattin Emily traf, die ein ebensolches mathematisches Wunderkind wie seine Annett war, beschloss er, sein einziges Kind nach Amerika zu schicken. Er schrieb an Emily Warren Roebling und erfuhr, dass deren Mann schwer erkrankt war und sie, Emily, jede Hilfe brauchen konnte. Und jetzt hockte Annett im Zwischendeck, auf dem Weg nach Amerika, und träumte heimlich davon, im Land der unbegrenzten Möglichkeiten ein neues Leben zu beginnen. Wer weiß, vielleicht würde sie am Ende gar Mathematik studieren dürfen. Ein Schrei schreckte sie aus ihren Gedanken. Der Schrei kam aus der Nähe des Wasserfasses. Annett sah, wie der Grobian seine Frau im Genick packte, ihren Kopf nach unten drückte und dabei lärmte: «Du bist das dusseligste Stück Fleisch, das ich kenne. Wenn das so weitergeht, werfe ich dich mitten ins Meer.»

Annett seufzte. Ihr Blick fiel auf Gottwitha, die die Szene mit aufgerissenen Augen betrachtete. «Die arme Frau», sagte Annett. «Es sieht so aus, als würde sie an der Seite dieses Kerls nicht ihr Glück finden.»

«Ihr Glück?» Gottwithas Antwort war nur ein Flüstern. «Sie muss ihm eigentlich in allen Dingen gehorchen. So steht es in der Schrift. Tut sie es nicht, dann muss er sie züchtigen.» Sie blickte auf das Buch in ihrer Hand und flüsterte noch leiser: «Aber wer züchtigt die Männer, wenn sie nicht gehorchen? Warum werden immer nur die Frauen gezüchtigt? Das habe ich nie verstanden.»

Annett sah sie erstaunt an. «Glauben Sie das wirklich?», fragte sie empört. «Dass der Mann sein Weib einfach so schlagen kann, wenn ihm danach ist?»

Aber Gottwitha hatte den Blick schon wieder gesenkt, als schäme sie sich für ihre vorlauten Worte, und tat, als würde sie in ihrer Bibel lesen. Annett stellte sich so vor Gottwitha, dass diese nicht ausweichen konnte. «Was haben Sie eigentlich in Amerika vor?»

Gottwitha schrak auf, sah sich nach allen Seiten um. «Ich sollte nicht mit Ihnen reden», gab sie flüsternd zur Antwort.

«Warum denn nicht?»

«Sie gehören zu den anderen. Zu denen, die vom rechten Glauben abgefallen sind.»

Annett runzelte die Stirn. «Woher wollen Sie das wissen? Sie kennen mich doch gar nicht.»

«Ich brauche Sie auch nicht zu kennen. Es reicht, wenn ich Sie ansehe.»

«Mich ansehen? Und was ist an mir so Verwerfliches?»

«Ihr Kleid. Der Ausschnitt. Der feine Stoff. Der Spitzenbesatz. Ihre Ohringe. Die Käbme im Haar. Alles eitler Putz und Tand. Für Gott müssen Sie sich nicht schmücken», sagte sie und sah dabei doch aus, als wünschte sie selbst inbrünstig, auch einmal so einen geschmückten Kamm im Haar zu tragen.

Annett nickte. «Sie haben recht. Aber ich tue es nicht für Gott, sondern für mich. Wir sind jung. Ein wenig Eitelkeit kann doch nicht schaden.»

Gottwitha presste die Lippen fest zusammen, und Annett begriff, dass die andere nichts mehr sagen würde.

Die Nacht war graueuvoll. Das Schiff bewegte sich in einem leicht schaukelnden Rhythmus und ließ den Dampfkessel zischen. Im Zwischendeck hatten sich die meisten zu Bett begeben. Annett lag wach und schauderte leise vor Entsetzen. Im Nachbarstockbett waren ein Mann und eine Frau zugange. Beide stöhnten und keuchten. Annett drehte sich auf die andere Seite. Da lag ein alter Mann mit offenem Mund, dem der Speichel über das Kinn rann, und schnarchte wie ein Waldesel. Ein kleines Kind jammerte im Schlaf, irgendwo sang jemand ein Lied, graue Gestalten huschten durch den Gang. Im ganzen Zwischendeck waren die Geräusche unruhigen Schlafes zu hören. Es wisperte, tuschelte, zischte, murmelte, röchelte, schnaufte, schniefte, grummelte

und stöhnte, und darüber lag der Geruch menschlicher Ausdünstungen. Annett schloss die Augen und tat, als ob sie schlief, um auf diese Weise den Schlaf herbeizulocken. Plötzlich bewegte sich das Bett, und kurz darauf spürte sie, wie sich ein Leib an sie drückte. Sie schrak hoch. «Ich bin es nur, Gottwitha», flüsterte eine Stimme in der Dunkelheit.

Annett drehte sich um. «Was ist los?» Sie stützte sich auf den Ellbogen und richtete sich halb auf. «Sie zittern ja. Haben Sie Angst?»

Gottwitha nickte. «Ich höre Dinge, die ich nicht hören darf, ich sehe Dinge, die ich nicht sehen darf, und ich rieche Dinge, die ich nicht riechen darf.»

Annett verdrehte ein wenig die Augen, doch in der Dunkelheit sah das niemand. «So sind die Menschen», erwiderte sie. «Menschen leben, lachen, lieben und weinen. Menschen essen, trinken, verdauen. Menschen wachen und schlafen. Und am Ende sterben sie.»

Gottwitha schüttelte sich ein wenig. «Es klingt, als wären es Tiere.»

Jetzt lachte Annett doch ein wenig. «Sie glauben, dass Menschen gut, gesund und sauber sind? Dass sie nicht riechen und die Kinder von Gott in die Wiege gelegt bekommen? Nein, so ist es nicht.»

«Aber so, wie es hier ist, kann es auch nicht sein», erwiderte Gottwitha beinahe schon trotzig. «Der Herr hat den Menschen schließlich nach seinem Ebenbild geschaffen.»

Sie sagte es, weil sie es glaubte. Der Herr schuf den Menschen nach seinem Antlitz. So stand es in der Schrift, und in der Schrift stand die Wahrheit. Und mit einem Mal sehnte sich Gottwitha nach Hause. So sehr, dass sie ein Schluchzen unterdrücken musste.

Zu Hause, das war ein abgeschiedenes Dorf im Süddeutschen. Ein Dorf, in dem nur Menschen lebten, die aussahen und dachten und handelten wie ihre Eltern. Sie nannten sich «die Amischen», und die, die keine Amischen waren, die nannten sie «die anderen». Gottwitha wusste, dass es auf der Welt mehr von den anderen als von den Amischen gab; aber sie waren die mit dem rechten Glauben, die beim Jüngsten Gericht nichts zu befürchten hatten. Sie lebten so, wie es in der Schrift stand. Nicht immer gelang das Gottwitha, aber zumindest gab sie sich Mühe, auch, wenn der Vater ihr mehr als einmal gesagt hatte, dass sie der Versuchung viel zu nahe stünde und ihr eines Tages erliegen würde.

Manchmal sah er sie nachdenklich an, schüttelte dann den Kopf und erklärte: «Der Teufel muss bei deiner Geburt Pate gestanden haben. Anders ist dein Eigensinn nicht zu erklären.»

Als sie klein war, ging sie mit den anderen Kindern ihres Dorfes in eine amische Schule und lernte nur das, was sie zu einem Leben in ihrem Dorf brauchte: Den Mädchen brachte man das Kochen, Nähen, Putzen und die Frömmigkeit bei, die jungen Männer wurden in der Landwirtschaftslehre unterrichtet. Es gab im Dorf kein einziges Musikinstrument, dafür in jedem Haus ein Gesangbuch. Jede Frau hatte nur vier Kleider, drei Schürzen und zwei Hauben. Die Kleider waren vollkommen schmucklos, braun oder dunkelblau, dazu gab es Umschlagtücher und Hauben, dicke Strümpfe und einfache, klobige Schuhe. Die Männer trugen schwarze Hosen und dunkelblaue Hemden, dazu große schwarze Hüte, am Sonntag zum Gottesdienst zogen sie ihr einziges weißes Hemd an. Sie hatten allesamt die gleichen Frisuren und Bärte, so wie die Frauen alle langes Haar hatten, das in einem festen, straffen Knoten getragen wurde. Sie standen sehr früh auf, arbeiteten auf dem Feld und in der Küche, aßen am Abend gemeinsam, beteten, gingen zu Bett, um am nächsten Morgen erneut zu arbeiten. Jeden zweiten Sonntag fuhren sie zu einem anderen Hof und hielten dort ihre Gottesdienste ab. Drei Stunden und länger dauerten sie, doch Gottwitha mochte die Gottesdienste, weil man dank ihnen wenigstens ab und an einfache Lieder sang. Die Mädchen wurden groß, heirateten einen der Ihren, bekamen seine Kinder und taten das, was ihre Mütter und Großmütter schon getan hatten. Vieles war verboten. Es gab keinen Alkohol bei den Amischen, keinen Schmuck, keinen Putz, keinen Tanz, keinen Tabak und nicht den geringsten Kontakt mit den anderen. Gottwitha hatte die Mädchen aus der Gemeinde tuscheln hören von großen Städten, Pferderennbahnen, von Schokolade, Dingen, von denen sie bislang nie etwas gehört hatte, ebenso wenig wie von Varietés, Theatern oder der Oper. Sie kannte kein Korsett und keine Schnürstiefel, hatte noch nie ein Leibchen aus Muselin oder Batist besessen. Doch das alles hatte ihr nichts ausgemacht, bis sie eines Tages – es war vor einem Jahr – die Grenzen ihrer Gemeinschaft am eigenen Leibe zu spüren bekommen hatte. Nach dem Gottesdienst hatten die Amischen gemeinsam gegessen, ein einfaches, nahr-

haftes Gericht aus Bohnen und Speck. Danach hatten die jungen Leute zusammengessen, von weitem genau beobachtet von den alten. Sie hatten geredet, hatten gelacht, und schließlich hatte einer vorgeschlagen, Gottwitha solle singen. Sie hatte eine schöne Stimme, einen klaren Alt. Und Gottwitha stand auf, sang laut und hell, drehte sich dabei im Kreis, hob die Schürze ihres Kleids, nahm sogar die Haube ab und wedelte damit herum. Sie war so glücklich gewesen in diesem Moment, sie hatte sich leicht und frei gefühlt, doch die zweite Strophe war noch nicht beendet, als der Vater kam, sie vom Tisch wegriss, ihr die Haube überstülpte und sie nach Hause zerrte. Dort musste sie niederknien, sollte ihre große Sünde bereuen, doch sie wusste nicht, was sie getan hatte. Der Vater sagte es ihr, sein Gürtel schrieb jedes einzelne Wort in ihren Rücken. Sie hatte geflirtet, hatte stolz getan, hatte den Jungs schöne Augen gemacht und am Ende gar ein Lied gesungen und sich in den Hüften gewiegt. Wer sollte sie jetzt noch heiraten? Sie, die Tugendlose. Gottwitha hatte nicht geweint. Auch nicht, als sie für einen Monat vom gemeinsamen Tisch verbannt wurde, als niemand mit ihr sprach und niemand sie ansah. Nicht einmal die Mutter. Danach musste sie vor der ganzen Gemeinde öffentlich bereuen, musste ihre Sünden bekennen. Ihr wurde vergeben, doch sie war gebrandmarkt, hatte Schande über die Familie gebracht. Und dann, eines Tages, nach dem Abendessen, war ihr Schicksal entschieden gewesen, ohne dass sie gefragt worden war.

Sie hatten im Licht einer einfachen Talgkerze am Küchentisch gesessen, so wie jeden Abend. Der Vater, die Mutter, die beiden älteren Brüder und die vier jüngeren Schwestern. Nach dem Gebet war kein Wort mehr gefallen. Nur hin und wieder hörte man den Löffel am Blechnapf anschlagen, hörte den Vater die Suppe schlürfen und eine Fliege um die Kerze summen. Dann, nachdem alle ihre leeren Näpfe in den Spülstein gestellt und sich durch ein Nicken für das gute Mahl bedankt hatten, war auch Gottwitha aufgestanden. Sie nickte dem Vater zu, doch der klopfte mit dem Zeigefinger einmal auf die Tischplatte und bedeutete ihr so, dass sie zu bleiben hatte. Also verschränkte sie die Hände vor dem Schoß, senkte den Blick und wartete. Es dauerte, bis der Vater mit einem Brotkanten noch die kleinste Spur der Suppe vom Teller getilgt

hatte, dann schob er die Schüssel zur Seite und blickte seine Tochter an. «Bist alt genug zum Heiraten», sagte er.

Gottwitha hatte schon eine ganze Weile darauf gewartet, dass der Vater dies feststellen und ihr einen Ehemann bestimmen würde. Viel Auswahl gab es freilich nicht in der kleinen Amischgemeinde. Und mit den meisten der jungen Männer war sie ohnehin verwandt. Wen also sollte sie heiraten? Oder wollte der Vater sie verstoßen? Das Herz raste in ihrer Brust, ihr linkes Augenlid zuckte.

«Wirst weggehen von hier», sprach der Vater nun weiter. «Habe lange gesucht. Niemand will dich. Zu widerspenstig bist du, heißt es, zu lose auch.»

Gottwitha senkte den Kopf noch weiter. Ihr war fast schwindelig vor Angst.

«Wirst nach Amerika gehen, dorthin, wo meine Onkel leben, die vor ein paar Jahren ausgewandert sind. Sie haben geschrieben, dass es zu wenige Frauen bei ihnen gibt. Sie haben einen Nachbarn, der würde dich nehmen. Stoltzfuß heißt er. Nächste Woche brichst du auf.»

«Nach Amerika?» Gottwitha riss ungläubig die Augen auf. «Allein?»

«Allein. Wir haben zusammenlegen müssen, um dir die Überfahrt zu bezahlen. Für eine Begleitung reicht das Geld nicht.»

Sie hatte geweint, hatte gefleht, hatte Gott auf den Knien darum angebetet, er möge sie hierlassen, doch umsonst. Eine Woche später wurde sie zu diesem Schiff gebracht, und der Vater hatte ihr tief und lange in die Augen geblickt und verlangt: «Sprich mit niemandem auf diesem Schiff. Hörst du? Halt dich von den anderen fern. Amerika ist deine letzte Chance auf ein gottgefälliges Leben.» Dann hatte er Gottwitha beim Handgelenk gepackt und sie die schmale Planke, die vom Kai auf das Schiff führte, hochgeschubst. Und Gottwitha hatte die Hacken in das Holz gerammt, hatte sich so steif gemacht, wie sie nur konnte, und dabei waren ihr die Tränen aus den Augen geströmt. «Lass mich hier, Vater!», hatte sie geweint, aber der Vater hatte sie kurz in die Kniekehlen getreten, sodass sie nach vorn stolperte und ihre Steifheit aufgeben musste. Und dann war sie auf dem Schiff gewesen, ein Matrose hatte die Planke weggestoßen, und es hatte keinen Weg zurück mehr gegeben. Sie hatte an Deck gestanden, den dunklen, zornesflammenden Blick auf

den Vater gerichtet, der nicht einmal die Hand gehoben hatte, um ihr ein letztes Lebewohl zu winken.

«Schlafen Sie?» Annett hatte sich ein wenig aufgerichtet und betrachtete Gottwitha. Die hatte die Arme um den Oberkörper geschlungen und starrte mit großen Augen in die Dunkelheit.

«Nein, ich schlafe nicht. Ich bete», erwiderte sie. Dann drehte sie sich zu Annett. «Kann ich heute Nacht hier bei Ihnen bleiben?»

Nein, dachte Annett. Das kannst du nicht. Die Liege ist viel zu schmal für zwei. Doch als sie merkte, dass Gottwitha noch immer zitterte, nickte sie und seufzte leise in ihr Kissen.

Zweites Kapitel

Sechs Wochen waren bereits auf dem Meer vergangen. Die meisten Passagiere der «Vineta» hatten die Seekrankheit überstanden, und Annett hatte in diesen Wochen mehr erlebt, als sie sich je vorgestellt hatte. Es hatte eine Messerstecherei und mehrere Schlägereien auf dem Zwischendeck gegeben, der alte Mann im Stockbett neben ihr war gestorben und über Bord geworfen worden, Kinder waren erkrankt und wieder gesundet, Koffer und Proviant waren gestohlen worden, und alle Tage waren Flüche und Drohungen durch das Deck geflogen. Die Männer begannen sich zu langweilen. Sie spielten Karten oder Würfel, gerieten in Streit und einander in die Haare, die Weiber keiften und zeterten, die Scham verlor sich von Tag zu Tag mehr. Halbnackte Frauen verrieten ihre Geschäfte vor aller Augen auf dem Eimer, Männer, die es nicht mehr auf das Oberdeck schafften, erleichterten sich zwischen den Stockbetten. Am schlimmsten aber trieb es der Grobian vom ersten Tag mit seiner Frau. Er riss an ihren Haaren und schlug sie, wann immer er sie sah. Es war gleichgültig, was die arme Frau tat. In der Nacht dann, wenn ein wenig Ruhe auf dem Deck eingekehrt war, legte er sich zu ihr, riss ihr die Arme über den Kopf und nahm sie, obwohl sie weinte und immer wieder flehte, er solle doch das Kind in ihrem Leib schonen. Annett hielt es nicht lange dort unten aus. Wann immer es ging, begab sie sich auf das Oberdeck, stand, in eine Decke gehüllt, an der Reling und sah auf das Wasser. Manchmal gesellte sich Gottwitha zu ihr. Dann betrachteten sie Wolken und Wellen gemeinsam. Manchmal unterhielten sie sich ein wenig.

«Warum gehen Sie nach Amerika?», wollte Gottwitha eines Tages wissen. «Müssen Sie sich auch dort verheiraten?»

Annett lachte. «Verheiraten? Oh, nein. Ich werde nicht heiraten. Ich möchte lernen. Viel lernen. Am liebsten würde ich studieren. Mathematik und Ingenieurwesen. In Deutschland geht das nicht, aber vielleicht in Amerika.»

Gottwitha wich erschrocken zurück. «Studieren? Warum in aller Welt wollen Sie das tun?» Sie klang so verblüfft, als hätte Annett gestanden, sie wolle ein Bordell eröffnen.

«Ich mag Zahlen. Und ich möchte so frei leben, wie es nur in Amerika möglich ist. Es gibt dort viele Frauen, die in Büros arbeiten, sich ihren Lebensunterhalt selbst verdienen. Da ist niemand, der ihnen sagt, was sie tun und lassen sollen. Sie können frei entscheiden, wie sie leben möchten. Na ja, zumindest freier als in Deutschland.»

«Und das wollen Sie auch?» Gottwithas Augen waren weit aufgerissen.

«Natürlich», erwiderte Annett. «Ich bin nicht dümmer als die meisten Männer. Haben Sie nie daran gedacht, ein freies Leben zu führen?»

«Ein freies Leben?» Gottwitha schüttelte den Kopf. «Aber in der Schrift steht doch ...»

«Halt!» Annett hob die Hand. «Wozu brauchen Sie andauernd die Schrift, wenn Sie doch einen eigenen Kopf zum Denken haben? Und wo in der Schrift steht geschrieben, dass eine Frau nicht selbst denken darf?»

Gottwitha blickte Annett fassungslos an. Das, was sie gesagt hatte, war so ungeheuerlich, dass es Gottwitha die Sprache verschlug. Sie schluckte und schluckte, und doch übten Annetts Worte eine seltsame Faszination auf sie aus. «Eine Frau sollte allein leben wollen? Aber wie wird sie dann Kinder kriegen?»

«Muss sie denn welche haben, um glücklich zu sein?» Annett wartete Gottwithas Antwort nicht ab. «Außerdem ist ja vielleicht beides möglich: ein selbstbestimmtes Leben und eine Familie.»

Jetzt lachte Gottwitha. «Da täuschen Sie sich. Es gibt kein selbstbestimmtes Leben in einer Familie. Eine Ehefrau und Mutter hat gewisse Pflichten, die sie erfüllen muss. Da ist keine Zeit für Selbstbestimmung. Außerdem, was sollte ihr das bringen, diese Selbstbestimmung?»

«Sie kann ihre Träume verwirklichen.»

Gottwitha schüttelte den Kopf. «Eine Frau träumt von einem Mann und von Kindern.»

«Nicht jede.»

«Das mag sein. Aber diese anderen, die sind verrückt. Sie sind tugendlos, halten sich nicht an die Gesetze der Natur und der Schrift.»

Gottwitha fühlte sich nun in sicherem Fahrwasser. «Für Frauen gibt es kein eigenes Leben. Das ist vorherbestimmt. Was sollten Frauen auch sonst tun? Eine Farm leiten? Oder was?»

Annett blickte Gottwitha traurig an. «Es mag sein, dass das, was Sie sagen, für die meisten Frauen gilt. Aber für mich gilt es nicht.»

Jetzt erschrak Gottwitha. «Sie sind stolz und hochmütig. Sie dünken sich mehr und besser als andere. Das ist eine große Sünde.» Sie hob sogar den Zeigefinger. Aber noch ehe Annett antworten konnte, kam die geschlagene Frau auf das Oberdeck. Sie wankte ein wenig, hielt mit den Händen ihren Bauch. Ihr linkes Auge war zugeschwollen, die Lippen spröde und rissig. Mit Mühe erreichte sie die Reling, hielt sich daran fest, schwankte und wankte dabei noch immer. Annett eilte zu ihr, fasste leicht ihren Ellenbogen. «Kann ich Ihnen helfen?» Die Frau sah sie an, und ihr Blick war so leer wie ein trockener Brunnen. Sie schüttelte leicht den Kopf, seufzte und blickte auf das Wasser, ehe sie sagte: «Mir ist ein wenig übel. Wahrscheinlich die Schwangerschaft. Ich muss nur ein bisschen frische Luft schnappen, dann geht es mir gleich besser.»

Sie atmete tief ein und aus, und Annett schien es, als nähmen ihre Wangen ein wenig Farbe an. Doch schon wurde die Klappe zum Deck erneut aufgestoßen, und der Grobian erschien. Sein Gesicht war rot vor Wut, die Augen blitzten, und Speichel stand in seinen Mundwinkeln. «Du elendes Aas», brüllte er. «Ich habe dir gesagt, dass ich Hunger habe. Und was machst du? Gehst auf dem Deck spazieren. Komm her, damit ich dir eine runterhauen kann. Und dann koche etwas für mich!»

Annett drehte sich um. «Sie werden Ihre Frau nicht anrühren», erklärte sie streng. «Ihr ist ein wenig unwohl. Wie das so ist, wenn eine Frau schwanger ist. Sie sollten sie schonen.» Aber die Frau riss sich von Annett los, duckte die Schultern und ging zurück zu ihrem Mann, der auf der Stelle ihren Arm packte und ihr rechts und links ein paar Maulschellen gab, dass der Kopf der armen Frau hin und her flog. Dann war wieder Ruhe auf dem Deck.

Gottwitha klammerte sich an die Reling. Ihr Gesicht war bleich, die Bänder ihrer Haube flatterten im Wind.

«Da sehen Sie es!», rief Annett erzürnt. «Diese Frau ist die Magd ihres Mannes. Kann das richtig sein? Er wird ihr noch das Kind aus dem Leib prügeln, wenn er so weitermacht.»

Sie war so empört, dass sie den Kopf schüttelte und mit schnellen Schritten das Deck überquerte, als könnte ihr die Bewegung helfen, den Ärger zu verdauen.

In der Nacht wachte sie auf, weil Gottwitha, die es sich zur Angewohnheit gemacht hatte, bei Annett im Bett zu schlafen, an ihrem Arm zupfte. «Hören Sie das?», fragte sie leise.

«Was denn?», fragte Annett zurück.

«Sie weint. Sie schluchzt ganz gottserbärmlich.»

«Die Schwangere?»

«Ja.»

«Was ist passiert?»

«Er hat mit ihr ... hat sie ...»

«Er hat sie wieder einmal vergewaltigt?»

Gottwitha schluchzte und nickte. «Und dann hat sie sich übergeben müssen. Daraufhin hat er sie gepackt und ihren Kopf so lange in das Wasserfass gesteckt, dass sie beinahe ertrunken wäre.»

Annett richtete sich auf. «Wo ist er jetzt?»

«Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich gibt es hier irgendwo noch eine Würfelrunde.»

Annett stand auf, begab sich barfuß zur Liegestatt der schwangeren Frau. «Wie geht es Ihnen?», fragte sie.

«Mir ist so übel», erwiderte die Frau und übergab sich erneut. Danach sah sie sich entsetzt um. «Ist er hier irgendwo?»

«Nein, Ihr Mann ist nicht in der Nähe.» Annett strich der Frau beruhigend über den Rücken. Die Frau aber schien Annetts Hand gar nicht zu spüren. Sie beugte sich nach vorn und – Annett traute ihren Augen kaum – schaufelte das Erbrochene mit beiden Händen hastig unter das Bett, beschmierte sich die Finger, die Handgelenke, wischte sich dann über das Gesicht, doch sie hörte nicht auf.

Annett griff nach ihren Unterarmen und hielt sie fest. «Um Gottes willen, was machen Sie da?»

«Er bringt mich um, hat er gesagt, wenn ich noch einmal das Bett beschmutze.» Die Frau blickte gehetzt den Gang entlang und schaufelte dabei weiter mit den Händen das stinkende Erbrochene unter die Liegestatt.

«Hören Sie auf!» Annett herrschte die Frau regelrecht an. «Hören Sie auf damit, Sie sind doch kein Tier.»

Die Frau hielt kurz inne, blickte auf und fragte: «Bin ich das nicht?» Da hielt es Annett nicht länger aus. Sie riss die Frau von ihrer Bettstatt, legte ihr das eigene Umschlagtuch um die Schultern und zog sie zu ihrer Liege. Mit einem Taschentuch wischte sie der Frau das Gesicht und die Hände sauber, aber schon wieder würgte die Schwangere.

«Kommen Sie, helfen Sie mir. Wir müssen sie an die frische Luft bringen.» Annett deutete auf Gottwitha. Die gehorchte, sprang von ihrem Bett, stützte die Schwangere auf der linken Seite, während Annett sie auf der rechten Seite stützte.

An Deck holte sie tief Luft, strich ihr Haar glatt und seufzte. «Danke, es geht schon», erklärte sie ihren beiden Helferinnen. «Ich kann gut allein hierbleiben. Nur noch für ein paar Minuten.»

Sie hielt sich an der Reling fest, sog die Luft in tiefen Zügen ein, doch dabei liefen ihr die Tränen über die Wangen. «Ich lasse Sie jetzt nicht allein», stellte Annett fest und strich der Frau behutsam über den Rücken. Ihr Blick war so voller Mitleid, dass die Frau sich darunter regelrecht krümmte. «Er ist sonst nicht so», versuchte sie zu erklären. «Er hat es schwergehabt. In Amerika wird alles besser, das weiß ich.»

Gottwitha nickte, während Annett zitternd vor Kälte danebenstand und ungläubig den Mund verzog.

«Wie heißen Sie? Und was haben Sie vor in Amerika?», fragte sie.

Die Schwangere lächelte nicht. Ihre Augen blieben stumpf und leer. «Ich bin Susanne. Mein Mann, er will nach Westen gehen. Er hat von den Goldgräbern gehört. Wenn man Glück hat, dann schürft man an einem Tag Goldstaub im Werte von 100 Dollar. Das hat er gesagt. Und er muss es wissen. Sein Bruder ist schon in Amerika. Er hat es ihm geschrieben.»

Natürlich hatte auch Annett von den mächtigen Goldfunden gehört. Sie wusste, dass sich Tausende auf den Weg in den Westen gemacht

hatten, um dort ihr Glück zu finden. «Der Weg von New York bis in den Westen ist lang und gefährlich», sagte sie. «Und das Leben in den Goldgräberlagern rau.»

Die Schwangere winkte mit der Hand ab. «Alles wird besser sein als das, was wir in Deutschland hatten.»

Susanne blickte über das Meer und dachte an die Heimat zurück, der sie wahrhaftig keine Träne nachweinte. Sie dachte an ihr Elternhaus, das mehr einer windschiefen Hütte glich. Ihr Vater war Bäcker, und sie lebten mitten in einem winzigen Weiler. Jeden Tag stand Susanne vor Tau und Tag auf, rührte die Brotteige an und schob die Laibe in den Ofen. Später verkaufte sie das Brot, reinigte die Backstube und trug sogar die Waren aus, doch Geld war niemals im Hause. Der Vater vertrank alles, was sie bekamen, und Susanne musste öfter ein wenig Geld verstecken, damit es wenigstens für ein paar Säcke Mehl aus der Mühle reichte. Die Mutter, die jüngere Schwester und sie ernährten sich oft von dem, was der Wald hergab. Brot aßen sie nur, wenn es bereits verdorben war, an den süßen Kuchen durften sie höchstens riechen. Sie sammelten Pilze und Kräuter, brannten aus Eicheln ein dunkles Getränk. Susanne selbst konnte sehr gut mit einem Katapult umgehen. Sie schoss Hasen und Eichhörnchen, zog ihnen das Fell ab und briet sie über der Feuerstelle. Manchmal fing sie auch ein paar Bachforellen. Damals, im Weiler, als Tochter des versoffenen Bäckers, da hatte sie vor nichts Angst gehabt, war selbst in der schwärzesten Nacht auf Jagd gegangen. Im Sommer war das Leben im Wald einigermaßen angenehm. Aber im Winter, wenn es nicht richtig hell wurde und die Nadelbäume voller Schnee hingen, da saßen sie im Dunkeln beisammen und schwiegen, weil das Geld nicht einmal für ein paar stinkende Talglichter reichte. Sie schwiegen auch, weil es nichts zu sagen gab. Sie wussten nichts von der Welt, hatten weder Träume noch Wünsche. Wozu sich also unterhalten? Eines Tages fand der Vater, dass er es leid sei, Susannes Mund zu stopfen, und vergaß dabei ganz, dass sie es war, die das meiste Essen zur kläglichen Tafel beitrug. Er nahm sie mit in das Dorf und übergab sie einem armen Knecht. Der Knecht war roh und verbittert. Verbittert darüber, dass er als zweiter Sohn eines Bauern mit kleinem Hof geboren war, nichts von diesem Segen abbekommen hatte und sich als Knecht verdingen muss-

te. Er nahm Susanne und schlug sie, wann immer ihm der Sinn danach stand. Er schlug sie, weil die Sonne schien oder weil es regnete. Er schlug sie, weil Montag war oder Sonntag, er schlug all seinen Ärger in den zarten Rücken der jungen Frau. Und in der Nacht tat er mit ihr, was er wollte. Oft blutete Susanne, doch sie wehrte sich nie, weil auch die Mutter sich nie gegen den Vater gewehrt hatte. Und dann beschloss der Knecht, dass er in Amerika sein Glück machen würde. Und Susanne, inzwischen schwanger, schnürte die wenigen Sachen in ein Bündel und betete, dass in Amerika alles besser werden würde. Doch nun stand sie hier, war zerschlagen am ganzen Leib, hatte kaum noch die Kraft, das Leben in ihr zu schützen, und sie wusste, dass nichts besser werden würde. Früher, im Wald, da war sie stolz und frei gewesen, jetzt aber war sie gebrochen und ängstlich. Sie verbot es sich, an ihre Zeit im Weiler zurückzudenken, weil sie fürchtete, ihr jetziges Leben nicht mehr auszuhalten. Am Anfang ihrer Ehe hatte Susanne sich öfter überlegt, einmal zurückzuschlagen, jetzt hoffte sie nur noch, dass der Ihre sie nicht totschiess, Sie und das Kind in ihrem Leib.

«Ist Ihnen nicht kalt? Wollen wir wieder unter Deck gehen?», fragte Annett. Doch Susanne schüttelte den Kopf. «Ich wäre gern ein wenig allein hier», sagte sie und drängte Annett beinahe von ihrer Seite. Sie hatte einen Entschluss gefasst. Gerade eben in diesem Augenblick. Und sie hatte gemerkt, dass sie sich eigentlich schon seit Monaten mit dem Gedanken trug, ihrem elenden Leben ein Ende zu bereiten. Es gab nichts, das sie auf der Welt hielt. Ihre Eltern und die Schwester waren weit fort, hatten sie wahrscheinlich schon vergessen. Das Kind in ihrem Leib hätte sie auf der Erde halten können, aber wenn sie daran dachte, welches Schicksal den Wurm erwartete, dann war sie noch fester entschlossen. Heute Abend würde es passieren. Heute Abend würde sie sich über die Reling stürzen, würde eintauchen in das schwarze Wasser, würde sich sinken lassen, immer weiter nach unten, und wäre bestimmt schon tot, bevor ihr Körper den Grund erreichte. Sie freute sich auf die Stille unter der dunklen Oberfläche, freute sich darauf, vom Meer in die Arme genommen und gewiegt zu werden. Sie würde sich an den Tod schmiegen, wenn er kam, würde sich ihm an die Brust werfen und dann alles vergessen können. Ihre Schmerzen hätten ein Ende, ihre Angst ebenso.

Ja, Susanne freute sich auf den Tod. Alles war besser als auch nur ein weiterer Tag an der Seite ihres prügelnden Mannes. Wenn sie die Augen schloss, konnte sie bereits spüren, wie das Wasser sie umschloss, sie schützte und niemals wieder hergab. Ein glückliches Lächeln blühte in ihrem Gesicht.

«Sie wollen wirklich allein sein?», fragte Annett. Und Susanne blickte sie an, legte ihr kurz eine Hand auf den Arm. «Ja, das möchte ich. Aber ich danke Ihnen für alles, was Sie für mich getan haben.»

Da nickte Annett, nahm Gottwitha beim Arm und tat einige Schritte, als die Klappe des Zwischendecks heftig aufschwang. Der Grobian stolperte heraus und schrie: «Du Drecks mensch, du elendes Aas, komm sofort zurück nach unten!»

Und Susanne drehte sich um, blickte ihrem Mann stolz und mit erhobenem Kopf entgegen und sagte mit fester Stimme: «Ich gehe nirgendwohin mit dir. Nicht mehr. Meinen letzten Weg werde ich alleine gehen.»

Der Wüterich taumelte auf sie zu, erwischte ihre Kehle mit der einen Hand, zog mit der anderen Hand an ihrem Haar, zischte dabei wie eine Schlange, die Augen traten ihm aus dem Kopf, das Haar sträubte sich. «Ich bringe dich um, du Sau!», rief er. «Ich werde dich lehren, mir zu widersprechen.» Und er ließ ihr Haar los, packte die zarte Kehle mit beiden Händen und drückte so fest zu, dass der leise Schrei Susannes erstickt wurde.

Gottwitha hielt Annett am Arm und zitterte wie Espenlaub. Sie standen links von der Luke zum Zwischendeck, sodass der Wüterich sie nicht gesehen hatte. «Er bringt sie um», flüsterte Gottwitha. «Wir müssen etwas tun, er bringt sie um.» Da riss sich Annett von Gottwitha los, stürzte zu dem Mann, sprang von hinten in seinen Rücken und trat ihm mit ihren Stiefelspitzen in die Seite. Der Mann ließ vor Schreck seine Frau los, griff sich an den Hals, den Annetts Arme fest umschlungen hielten. Dann holte er tief Luft, brüllte wie ein Bär und schleuderte Annett von sich, sodass sie hart auf die Planken schlug. Schwankend erhob er sich, stand mit dem Rücken zum Deck, wollte nach der Reling greifen, doch in diesem Augenblick kam Gottwitha herbei, stieß ihn so heftig gegen die Schultern, dass er haltlos taumelte. Und schon war Susan-

ne, noch immer heftig keuchend, auf den Beinen, und auch Annett hatte sich hochgerappelt. Und die drei Frauen standen hinter dem Mann, drückten mit aller Kraft gegen seinen Körper, drückten seinen Leib über die Reling, sodass er aufschrie, die Arme nach oben riss und ins Wasser stürzte.

Nebeneinander standen sie da, schauten auf das schwarze Meer, doch der Mann, der Grobian, tauchte nicht mehr auf. Er war fort, verschwunden wie ein vorübergehender Spuk. Sprachlos standen die drei Frauen da, konnten den Blick nicht vom alles verschlingenden Meer lösen.

Sie sahen nicht, wie sich hinter ihnen ein Schatten regte, und hörten nicht, wie kurz darauf die Decks Luke leise geöffnet und wieder geschlossen wurde. Sie wähten sich allein mit dem Meer und dem von Sternen übersäten Himmel.

[...]